

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaffl vom Hollarbräu.

16] Roman von R. von Seydlitz.

Leider konnte das Agathl ihn heut nicht sprechen. Denn ihr neues Amt dauerte sie von sechs Uhr an bis nach Mitternacht ans Ausgabefenster, und vor lauter Rechnen, Anordnen und Fragen kam sie zu keinem freien Augenblick. Morgen also! — Aber der zweite Tag verstrich wie der vorige — es war erschrecklich, daß sie jetzt so hart eingespannt war wie noch nie; in der Küche hatte sie doch noch schwachen und lachen können und herumspähen und zeitweilig einmal hinaus entweichen zum Kaffl in den finstern zweiten Hof, wo die Singstunden ihren Fortgang nahmen, seitdem das Wetter wieder mild war. Aber jetzt ging's ohn' Unterlaß hin und her am Fenster. Sie handhabte die Glöcke fleißig, die beiden Kellnerinnen zu berufen, sie notierte eilig die ansgegebenen Speisen, überwachte Geschirr und Besteck und rief ihre Befehle in die Küche hinein, als sei sie's nie anders gewöhnt. Frau Asam saß dabei, nickte und schief und lobte sie abwechselnd, froh, nichts zu thun zu haben.

Alles ganz schön; aber der Kaffl blieb unsichtbar. Und am nächsten Tage war ein Jubiläum der Brauerei, wozu natürlich alles, was abkommen konnte, hinging; Herr und Frau Asam auch und die meisten Stammgäste; aber dafür war oben der Gesangverein und eine Studentenverbindung, und unten saßen viele Leute, die ihre Anhänglichkeit an den Hollarbräu durch eine Extramahl und viel Essen bekunden wollten. Da gab's dem noch mehr zu thun.

Ehe es aber recht anging, am Nachmittage, fand sie Zeit für ihre Schreiberei, und flüchtete sich damit in den Hof, an einen der leeren Tische.

Da kam der Kaffl und setzte sich zu ihr; in ihrem Amtseifer und weil sie von den tausend aufzuschreibenden Kleinigkeiten etwas zu vergessen fürchtete, war ihr der Besuch gar nicht recht:

„Wart nur a weng. I muß aufschreiben“, murrte sie, den Bleistift auf die Zunge nehmend.

Sie sah, die Beine übereinander, die Ellbogen breit hingestemmt, das hübsche Köpfchen seitwärts geneigt und von der Arbeit gerötet, still da, ohne den Kaffl eines Blicks zu würdigen. Und Kaffl, recht nahe bei ihr an der Ecke, sah geduldig zu.

Sie rechnete und schrieb, — schrieb und zählte. Es dauerte lange. Eine Seite des Büchels war voll, jetzt schlug sie um, bügelte das Blatt mit dem Daumennagel nieder und setzte wieder an, weiterzuschreiben.

Da versuchte er zu unterbrechen.

„Weißt, i muß naus zum Jubiläum.“

„So?“ fragte sie flüchtig und schrieb.

„Weißt, wo 's is?“

Sie schnittelte den Kopf, ohne aufzusehen.

„In Harlaching. 's is weit und lang wird's dauern. Der ganze Garten hat der Ebelein gemiet't und 's Haus derzu. Mir hat's der Alois erzählt. — I geh naus als Schenkstallner, was sagst da derzu?“

Sie sagte gar nichts als: „Fünfzehn Salat, macht fünf- undsiebzig.“

„Nebst hundert Gäste fass, sagt der Alois. Fünf Hektoliter sind naus g'fah'n worn.“

Sie schrieb weiter. Er wartete wieder, die zweite Seite wurde voll.

Endlich versuchte er's anders. Er stieß mit seinem Knie an ihres. Wiederholt. Sie rührte sich nicht. — Endlich fuhr sie mit dem Kopf auf:

„Du, seit net böß, aber i muß fertig machen.“

„Mei, —“

„Hernach red'n mer a Wörtl. Jetzt laß mer mei Ruh.“

„Hernach! — Hernach muß i fort. — I wollt Dir was sag'n. Glüwünschen wollt i Der, daß D' Beschließerin bist.“ —

„Geh weiter!“

„Und vo' der neuen Beschließerin hab i noch la anziges Duffel kriegt.“

„Wart nur,“ sagte sie verwirrt, aber dann rief sie heftig: „Laß mi geh'n, sag i! I stöör di a net bei dei'r Arbeit.“

„Laß mi ansred'n, in era Minut'n bin i firti.“

„Also, was is denn nachat?“ fragte sie endlich, den Bleistift hinlegend, und sah ihn an. Der Blick war etwas kalt, — wohl in Eifer der gestörten Arbeit.

Er besann sich einen Moment, wie anfangen; sie ahnte natürlich, was kommen mußte. Endlich plagte er los:

„Mit'n Haas sollst Dich a weng in acht nehmen. Oder — i schlag den Sauterl tot . . . Dees sag i Der, daß D's weißt!“

„Jessas Marie no' mal! Kaffl, bist denn ganz verrückt? Was fällt Der denn ei?“ Und sie griff wieder zum Bleistift, wie um das Gespräch abzubrechen. Aber er faßte ihre Hand und sagte so warm und ernst:

„Agathl, — weißt, — 's heißt doch, alte Liebe rostet nicht? Gelt. Du denkst an mi', wann i auch net immer derbei bin? — Sigt, Deint'wegen muß i jetzt d' Mälzerei drangeb'n und hierbleib'n. Na is s' do recht, daß D' mir a an G'fallen thust? — Geh, sei lieb, sag mer a gut's Wörtl. — Und laß'n Haas lauf'n. . . .“

„Kaffl, i mein böllig, Du bist narrisch. Oder hast an Kaufsch?“

„Kann scho sei', daß i an Kaufsch krieg, wann i Di anschau.“

„Geh! Mach mi net a no dumm mit De' Gered.“

Er ließ aber nicht los. Er predigte ihr ein langes und breites von dem windigen Herrn und spielte die Predigt mit Kernworten und Drohungen. Er redete sich förmlich in Wut.

Zulezt war's ihr zu dumm, sie sprang auf, nahm Büchel und Stift und rief mit ausbrechenden Thränen:

„Jetzt bist stad; i geh, i kann dees net hörn. So an elendiges Geratsch. I denk, i bin alt gnuu, daß i was, was i thu. — Und was willst denn eigentli? Was is g'scheg'n? I werd' do no derfen mit wem Andern red'n als wie grad nur mit Dir? — Just red' i mit'n Haas, wann's mi freut. Grad' weil's Di ärgert, Du — dummer Bub, Du dummer! I bin no net verheirat' mit Dir, mirk Ders!“

Und damit stürzte sie schluchzend ab nach der Küche.

— „Herrgottsgnu no' mal,“ murrte der Kaffl, als er allein saß, und schlug mit der Faust gegen die Tischkante, daß es krachte. — Dann stand er auf und ging seiner Wege; im Sudhaus hatte er jetzt nichts zu thun, zum Glück — denn der Sud wäre übel geraten. Sondern er machte sich zurecht, um mit dem Wagen, der vor dem Thore wartete, hinauszufahren.

Draußen in der Luft und in der Sonne, auf der Landstraße wurde ihm wohl. Denn es war gar schön unterwegs, und draußen in Harlaching erst recht. Alles war lustig verziert mit Tannen und Föhnen. Und das Wetter war mild wie im Mai.

Und unten wieder, im Thale, rauschte die Jiar, und die Flüsse kamen herabgeschwommen auf der nischgrünen Flut!

Weit rechts lag die Stadt — weit links, überm Wald, blinkten die schneeigen, zackigen Berge. Ah, es war herrlich!

Und dann ging die Arbeit an. Zunächst auch diese recht einförmig. Denn er hörte und sah nicht viel vom Fest, — nur einen Hektoliter nach dem andren zapfte er leer. Später, als eine Pause eintrat, kam er mit an die Thür vom Saal und sah über die volle Tafel und die Gäste. Ebelein saß in der Mitte mit Frau und Tochter; eben hatte er geredet, und es war ein mächtiges Anstoßen der Gläser hörbar gewesen. „Der Brauerei“ hatte sein Spruch gegolten. Jetzt aber stand ein fremder Herr mit Brille auf und schlug ans Glas. Seine Rede war lang, aber dem Kaffl gefiel's, soweit er verstand.

Es war, wie Kaffl nachher erfuhr, ein berühmter Professor der technischen Hochschule; er sprach prachtvoll, wie ein Buch, und er sprach so ganz, wie Kaffl dachte, nur so viel klarer und großartiger, daß dieser in helles Entzücken geriet und sich den Namen des Redners wohl einprägte. Was ihm einstmals wie ein wirrer, aber schöner Traum an jenem Morgen seiner Ankunft, als er am Abhang der Theresienhöhe im Grase lag, geträumt hatte, das sprach der bereite Mann wie eine einfache Wahrheit formvollendet aus: Die Müllhener Viehherrschaft.

„Einst gestand mir ein Fremder“, sagte der Redner, „daß

ihn nach München nur die drei großen „B“ hinzögen: Bier, Bilder und Bauten. Der Mann hatte zwar dabei Kleinigkeiten wie Wissenschaft, Theater und andres veraessen; aber im übrigen hatte er recht. Wir, die wie vom edlen Gerstentrunke nahe stehen, halten uns an die erste der drei „B“, wir wissen, daß unser Vertrauen auf dem Bier beruht, daß wir erliegen, und wir sind stolz darauf; wir dürfen die bedauern, welche über den Ruhm Münchens, eine Vierstadt zu sein, lächeln. Wir freuen uns, daß wir keine Weinpanzsch- oder Schnapsstadt bewohnen. Unser flüssiges Brot, das die Adern Münchens schwellt, ist ein gesünderes Blut. Es ist nicht gleichgültig, wovon ein Volk sich Jahrhunderte lang ernährt; unsre Nasse ist gesund, unser Blut ist rein, unsre Nerven sind noch ruhig, trotz aller Großstädterei.

Wie unsre reine Höhenluft, wie die helle Sonne ist uns allen gemeinsam und gleicherweise zugänglich und von allen auch gleich gern gesehen — der allezeit bereitstehende Refektor der Erholung, der Nahrung — das Bier.

Das ist eine Thatfache von höchstem kulturellen Werte, das ist ein Segen, um den Auswärtige uns mit Recht und aufrichtig beneiden können; und ferner können wir mit unanfechtbaren Zahlen aufwarten, die jedem, der's noch nicht wissen sollte, oder der's gern ableugnete, beweisen, was Erzeugung und Export von Bier einer einzigen Stadt wie München einbringt. Aber selbst mit der stolzeften statistischen Aufzählung wollen wir uns heute nicht plagen. Wir wissen, daß das Amt des Brauens ein verantwortungsvolles, ernstes und hohes ist, denn nur ein guter Trunk macht den Leib gesund, und nur im gesunden Leibe wohnt ein gesunder Geist; in einem gesund und gut ernährten Volke allein aber wohnt ein gesunder, frischer und klarer Volkscharakter!

Hier riefen viele Bravo!

„Und ich meine, ein klein wenig hängt es doch mit den Geheimnissen unsres Berufs zusammen, wenn bei uns ein friedfertiges Wesen herrscht und wir von den neuesten Segnungen der Zivilisation auch die schlimmen nicht so leicht aufnehmen als andre Völker. Eintracht und Besonnenheit wohnt leichter bei Bier trinkenden als bei Wein konsumierenden Nationen. Und wenn man oft hört, daß der Biergenuss roh macht, so ist dagegen zunächst zu fragen, was für Bier diese Eigenschaft mehr zeigt, — unsres oder ein andres, — und dann, ob Wein oder Schnaps etwa darin bessere Folgen zeigen. Zulezt darf auch noch etwas erwähnt werden, worauf Bierfeinde meist nicht achten. Wenn uns einer zuruft, das Bier sei Gift, sei ein Feind der Menschheit, so antworten wir ihm einfach und wahr: Das Bier nicht; aber — das Sausen!“

Der Redner ließ der schallenden Heiterkeit erst Raum, dann fuhr er fort:

„Darum kümmern wir uns mit Recht um die Fehler der Konsumenten weniger als um die der Produzenten und überlassen es den Trinkern, ihre Fähigkeiten nach Belieben höher und höher zu steigern. Wir dagegen steigern unsre schöne und wichtige Kunst höher und höher. Schon ist die Wissenschaft mit aller Macht eingetreten, um die Geheimnisse des Brauens ihrem wissenschaftlichen Wesen nach zu erkennen; und der eingeleitetste Praktiker erkennt heute schon willig an, daß Thermometer und Saccharometer die wichtigsten Handwerkzeuge sind. Und was die nur zu oft verkannte Schar der wissenschaftlichen Theoretiker erlämpft hat, das wirkt als reiche Siegesbente in den fleißigen Händen des schaffenden Volks der Brauer und setzt sich um in reichsten Segen von Seiten des ganzen konsumierenden Publikums. Ersinnen, schaffen, verzehren; das ist der Weg, der zum Umsatz, zum Erwerb, zum Nationalwohlstand führt. Denn in der Brauerei ist wahrhaftig der Reichtum des Einzelnen der Wohlstand Aller.“

Wieder erscholl lebhafter Beifall.

„Und wie unsre Niar in vielen Bächen die Stadt durchströmt, so durchdringt das Bier das ganze Leben des Volks wie ein wahrhaftes Blut- und Nervensystem. Und wie beim Blut im Menschenleibe, so ist auch bei unsrem Gerstensaft die Temperatur die Hauptsache.“

Einige lachten verständnisvoll.

„Und so lange Gerste reift und Hopfen blüht, und so lange unser Volk gesunde Nahrung gesund zu verdauen vermag, wird dieser belebende Strom durch unsre Dasein tauschen und schäumen, Stärkung, Heiterkeit und frohen Sinn zu verbreiten, und unsre Stammesbrüder werden unser Werk mehr und mehr schätzen und lieben lernen und uns allen, unsrem lieben München voran, wird immer reicherer Segen und Wohl-

stand erblühen. Man sagt, das Bier beherrscht München. Gut, es herrsche nur weiter. Und dann wird der stets der Größte sein, der seinerseits wieder über das Bier herrscht. — Darum: Hopfen und Malz — Gott erhalt's!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Vor Gericht.

Von Anton Tschechoff.

In R. . . , dem Hauptorte des Regierungsbezirks, erledigte eine Strafkammer die zur Verhandlung stehenden Prozesse, und zwar in einem dem Staatsfiskus gehörigen zimmelfarbigen Hause, in welchem abwechselnd die Provinzregierung, der Friedensrichter, die Bauernkammer, der Alkoholausschuß, die Kriegsverwaltung und noch viele andre Institutionen tagten. Ein Lokalbeamter meinte geistreich beim Anblick des Gebäudes: „Hier leben die Justiz, die Polizei und die Miliz. Es ist ein wahres adliges Mädchenpensionat.“

Doch ein russisches Sprichwort sagt, gerade bei den Ammen gäbe es einäugige Kinder, und so wirkte auch dieses Justizgebäude durch seinen traurigen Kasernenanblick, sein Alter, seinen vollständigen Mangel jeglichen Komforts, sowohl im Innern, wie auch im Außern, auf den freien Raum, den Nichtbeamten, beunruhigend und peinlich. Selbst an den prachtvollen Frühlingstagen, wenn Bäume und Häuser in dem dichten Schatten verschwanden und in ruhigen Schimmer versinken, richtet es sich schwerfällig und plump über der friedlichen Landschaft auf, erdrückt sie mit seiner Masse, zerreißt die allgemeine Harmonie und will nicht einschlafen, gerade als könnte sie die peinliche Erinnerung an begangene und nicht verzeihene Schuld nicht verdrängen. Das Innere erinnert an einen Stall und ist durchaus nicht anziehend. Man wundert sich, daß alle diese eleganten Staatsanwälte, Richter und Beisitzer, die bei sich zu Hause wegen eines Kinderstreichs oder eines Flecks auf der Diele Szenen machen, sich mit summenden Ventilatoren, mit dem niedrigen Dufte der qualmenden Kerzen und den schiefen, unaufhörlich Feuchtigkeit anschwihenden Wänden zufrieden geben.

Die Sitzung des Gerichtshofs hatte um 10 Uhr begonnen. Die Fälle verschwanden einer nach dem andern und wurden schnell beendet „wie ein Festmahl ohne Sänger.“ Niemand konnte sich eine klare Vorstellung von dieser buntschiedigen Fülle von Menschen, Bewegungen, Reden, Unglück, Wahrheit und Lüge machen. . . . Um zwei Uhr hatte man bereits viel erledigt; man hatte zwei Angeklagte zur Strafverurteilung verurteilt, hatte einem dritten seine Ehrenrechte abgeprochen und ihn zu Gefängnis verurteilt, einen vierten hatte man freigesprochen und einen andern Fall vertagt.

Zu diesem Augenblick rief der Präsident den Fall des Bauern Nikolaus Karlamoff auf, der der Ermordung seiner Gefraun angeschuldigt war. Die Zusammenfassung des Gerichtshofs blieb dieselbe, doch am Verteidigerische erschien eine neue Persönlichkeit, ein junger, bartloser Kandidat, der einen Paletot mit hellen Knöpfen trug.

„Man führe den Angeklagten herein!“ befahl der Präsident.

Doch der Angeklagte war bereits eingetreten und schritt auf seine Bank zu. Es war ein Bauer von 55 Jahren, groß, kräftig, vollständig schlaflos, mit einem teilnahmslosen Gesicht und einem langen rötlichen Bart. Ein schlanker, magerer Soldat folgte ihm. Als sie die Bank erreichten, passierte dem als Aufseher fungierenden Soldaten ein kleiner Unfall. Er stolperte plötzlich und ließ das Gewehr aus seinen Händen fallen, fiel es aber wieder auf, wobei er sich jedoch heftig mit dem Kolben auf das Knie schlug. Im Publikum hörte man ein leises Lachen. Der Soldat wurde blutrot, ob aus Schmerz oder aus Scham über seine Ungeschicklichkeit, kann ich nicht sagen.

Nach dem Verhör des Angeklagten, der Auslösung der Geschworenen, dem Aufruf der Zeugen und der Eidesleistung begann die Verlesung der Anklageakte. Der Gerichtsschreiber machte mit seiner engen Brust, seinem blassen Gesicht, seiner für ihn viel zu weiten Uniform, seinem Pflaster auf der Wange den Eindruck einer wandelnden Klinke. Er fing an, mit schwacher und dumpfer Bassstimme zu lesen, schnell und leiernd, ohne den Ton zu heben oder zu senken, als fürchtete er sich, die Brust anzukreuzen. Der unaufhörlich hinter dem Tisch der Beamten summende Ventilator begleitete seine Worte und das Geräusch, das sich im Saale verbreitete, kullte und schläferete die Zuhörer ein.

Der Präsident, ein noch ziemlich junger und kurzschäftiger Mann mit recht abgespanntem Gesicht sah unbeweglich in seinem Sessel; er hielt die Hand an die Stirn, um seine Augen vor der Sonne zu schützen. Das Murmeln des Ventilators und des Gerichtsschreibers schläferete ihn ein. Als der Vorleser sich unterbrach, um eine neue Seite anzufangen, erzitterte er, blickte das Publikum starr an und neigte sich dann zum Ohre seines Nachbarn, den er leisend fragte:

„Matwej Petrowitsch, sind Sie bei Demjanoff abgestiegen?“

„Allerdings bei Demjanoff,“ versetzte sein Kollege, ebenfalls erzitternd.

Das nächste Mal werde ich jedenfalls auch zu ihm gehen: bei Tzipaloff kann man ja nicht bleiben. Die ganze Nacht herrscht da Lärm und Samba. Es wird geklopft, gehustet, und die Kinder weinen, es ist unerträglich.“

Der Staatsanwalt, ein corpulenter, bräunlicher Mann mit goldener Brille und hübschem, gepflegtem Bart, blieb unbeweglich wie eine Statue sitzen und las, die Wange auf die Faust gestützt, den „Rain“ von Byron. Seine Augen drückten Aufmerksamkeit und Interesse aus, und seine Lider hoben sich immer mehr. Manchmal lehnte er sich in seinen Sessel zurück, blickte nachlässig vor sich hin und vertiefte sich dann wieder in seine Lektüre. Der Verteidiger fuhr mit der angefeuchteten Spitze eines Bleistifts über den Tisch und grübelte, den Kopf zur Seite neigend. Aus seinem Gesicht sprach nichts weiter, als die hartnäckige und resignierte Langeweile, wie man sie auf den Gesichtszügen von Schülern und Beamten bemerkt, die sich jeden Tag auf denselben Platz setzen und immer dieselben Mauern und Gesichter anstarren müssen. Die Rede, die er zu halten hatte, bekümmerte ihn wenig. Um was handelte es sich denn für ihn? Er mußte auf Befehl des Gerichtshofs nach einer seit langer Zeit feststehenden Formel sprechen; dieses Plaidoyer, von dem er vorher wußte, daß es langweilig und farblos sein würde, vor temperamentlosen und gleichgültigen Geschwornen zu Gehör bringen, dann nach der Verhandlung durch Schmutz und Regen bis zur Station reiten und nach der Stadt zurückkehren, wo er von neuem den Befehl erhielt, nach einem andern Bezirk zu reisen und eine neue Rede zu halten. Ach, was führte er doch für ein langweiliges Leben!

Der Angeklagte hustete nervös in seinen Kermel und erblakte; doch bald wirkten auch auf ihn die Ruhe, die Eintönigkeit und die allgemeine Langeweile. Mit blöder Miene betrachtete er die erschöpften Gesichter der Geschwornen und die Uniformen der Beamten und blinzelte ruhig mit den Augen. Der ganze Justizapparat und das Verfahren, das ihn in seinem Gefängnis im höchsten Grade aufgeregt hatte, trugen jetzt dazu bei, ihn zu beruhigen. Er fand gerade das, was er nicht erwartete. Eine Anklage wegen Mords lastete auf ihm, und doch fand er weder drohende Gesichter, noch entrüstete Blicke, weder Sühne heischende Worte, noch Mitleid mit seiner ungewöhnlichen Lage; nicht ein einziger der Geschwornen ließ seinen Blick lange oder neugierig auf ihm ruhen. Die trüben Fenster und Wände, die Stimme des Gerichtsschreibers, die Haltung des Staatsanwalts, alles trug den Stempel der Kälte und Gleichgültigkeit, gerade als wäre der Mörder nur ein Rad im Frießwerk der Verwaltung, und als würde er nicht von Menschen, sondern von einer unsichtbaren, von Gott weiß wem eingesehten Maschine abgenteilt.

Der Richter konnte nicht begreifen, daß man sich an diese Dramen des Lebens gewöhnt hatte und sie mit derselben Ruhe betrachtete, wie man die Toten in einem Spital betrachtete. Er sah nicht, daß das Gräßliche seiner Lage gerade in dieser maschinenartigen Gleichgültigkeit lag. Anstatt ruhig sitzen zu bleiben, wäre er gern aufgesprungen, um mit Thränen in den Augen um Mitleid zu flehen, hätte ein erschütterndes Geständnis abgelegt und sich vor Verzweiflung gewunden; doch alle diese Bemühungen wären an der Gewohnheit und den abgespannten Nerven abgeprallt, wie die Welle, die sich an den Felsen bricht.

Als der Gerichtsschreiber zu Ende gelesen hatte, fuhr der Präsident mit der Hand über den Tisch, blinzelte lange Zeit mit den Augen, warf einen Blick auf den Angeklagten und fragte in schleppendem Tone:

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig. Ihre Frau in der Nacht des 9. Juni ermordet zu haben?“

„Nein,“ erklärte der Angeklagte, indem er sich erhob.

Der Gerichtshof nahm schnell das Zeugenverhör vor. Man verhörte zwei alte Weiber, fünf Bauern und den Beamten, der die Untersuchung geleitet hatte. Alle waren mit Schmutz besudelt, von dem Weg und dem Warten im Zeugenzimmer abgepumpt und sagten traurig und düster dasselbe aus. Sie erklärten, Karlamoff lebte mit seiner Alten „in gutem Einvernehmen“ und schlug sie nur, wenn er getrunken hatte. Am 9. Juni hatte man nach Sonnenuntergang die Alte mit zer schlagenem Schädel gefunden, neben ihr lag in einer Blutlache eine Art. Als man Nikolaus suchte, um ihm das Unglück mitzuteilen, fand man ihn weder in der Hütte, noch auf der Straße. Man durchsuchte das Dorf, ging in alle Ecken und Hütten, fand ihn aber nirgends. Er war verschwunden, doch zwei Tage darauf erschien er blaß, zerlumpt und am ganzen Leibe zitternd beim Gemeindevorsteher. Darauf hatte man ihn gebunden und ins Gefängnis geworfen.

„Angeklagter,“ sagte der Präsident, sich zu Karlamoff wendend, „können Sie dem Gerichtshofe nicht sagen, wo Sie die zwei Tage nach dem Morde zugebracht haben?“

„Ich bin, ohne zu essen und zu trinken, über die Felder gelaufen.“

„Warum hielten Sie sich versteckt, wenn Sie unschuldig waren?“

„Ich fürchtete, vor Gericht gestellt zu werden!“

„So, so! Nun, gut, legen Sie sich!“

(Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton.

th. Der Wagenführer. „Abfahren!“ — Der Schaffner gab das Zeichen mit der Glode, langsam setzte die Elektrische sich in Bewegung.

Ein schöner Wintertag. Klar und kalt wölbte sich der bläuliche Himmel über den Feldern. Die Sonne war am Untergehen; ihre

letzten Strahlen tauchten das Land in goldenen Glanz. Lichtgebadet lagen die Felder da. An den Gräsern hing Reif. Er funkelte und blühte. Es war, als hätte man ganze Wagen voll Glimmerstaub über die Erde ausgestreut. Nur der Wald stand schwarz und dunkel wie eine unbewegliche Wand. Ab und zu öffnete sich eine Lichtung, und man sah über andre Felder weg bis dahin, wo der Horizont in graublauem Dämmerdunst verschwamm. Rote Fiegebücher tauchten auf, ein niedriger Kirchturm streckte sich aus entlaubten Zweigen. Der feine durchsichtige Rauch, der darüber hinstrich, kündete das Leben des fernen Dorfs. Es war ein süßes friedliches Bild.

Der Wagenführer sah das alles nicht. Er sah auch nicht die beiden Gesichtchen, die rechts im Walde ihre Spiele trieben. Sie liefen an den Fichten auf und ab. Wenn das eine unten sah, war das große oben und lugte neugierig und verschämt um den Stamm. Dann jagten sie auf einmal in tollen Sprüngen weiter.

Er sah es nicht. Er hatte es schon so oft gesehen, das Bild hier. Wenigstens achtmal den Tag kam er daran vorbei, nun hatte es seinen Reiz verloren. Er war auch eigentlich zu müde zum Sehen. Er war gerade zufrieden, daß hier draußen freie Fahrt war, daß man nicht immer aufpassen mußte, ob Wagen kamen oder Menschen vorüber liefen.

Er trug einen dicken, pelzgefütterten Mantel, den Kragen hatte er hochgeschlagen, die Mühe tief in die Stirn gedrückt. Von dem ganzen Mann war nichts zu sehen, als die Augen und die Nasenspitze; dennoch froh ihn. Es ging kein Wind, aber es zog hier vorn. Die kalte, schneidende Luft kam ihm gerade entgegen, scharf und prickelnd drang sie ihm bis auf die Knochen.

Er war müde. Nein, es war wahrscheinlich kein Vergnügen, so von früh an hier auf dem Perron zu stehen, hin und her fahren, her und hin, immer dieselbe lange Strecke, durch Wälder und Felder, durch die Stadt mit ihrem Lärm und wieder in Wald und Feld hinaus.

Und dabei noch immer auf der Lauer stehen, immer nach rechts und links schauen, gespannt wie der Jäger auf das Wild, ob auch kein Wagen kam, ob auch kein Unvorsichtiger vor die Räder lief.

Er hatte Angst davor, so eine innere, grauenerregende Angst. Sie lag ihm förmlich im Leibe, er konnte sie gar nicht mehr los werden, er war erst immer froh, wenn die Straßen hinter ihm lagen; nun fuhr er ihnen wieder entgegen.

Er richtete sich auf und sah aufmerksam den Weg entlang. Da vorn an der Biegung hatte der Wald ein Ende. Rechter Hand zog er sich noch ein Stückchen hin. Links tauchten schon Häuser auf, einzelne Mietskasernen, die ersten Ausläufer der wachsenden Stadt, dazwischen keine Landhäuser. Sie lagen tief im Grunde zwischen Bäumen und Gebüsch versteckt. In einzelnen Fenstern brannte schon Licht. Man konnte direkt in die Zimmer hineinsehen. In dem einen war die Familie gerade beim Kaffee, der Vater saß in der Sofaede; er war wohl eben heimgekommen, ein kleines blondhaariges Mädchen kniete vor ihm und zog ihm lächelnd die Stiefel aus. Der Mann auf dem Wagen leuchtete. Ja, das mußte gut thun, so einmal ausruhen können, nichts mehr hören von all dem wilden Lärm der Straße.

Die Häuser wurden dichter, das Leben reger, noch ein paar Kirchengäße, dann war man richtig in der Stadt. Wagen rasselten vorüber, der Menschenstrom wogte auf und ab. Hin und wieder huschte ein Kind über den Damm. Der Führer fluchte innerlich. „Mühe Hören, immer waren sie dicht vor den Rädern — wie leicht lag eins drunter.“ Er schauerte zusammen. Da war sie wieder, die schreckliche Angst. Ah bah — gar nicht dran denken! Warum sollte es ihm passieren, gerade ihm, der so aufpaßte? Dummer Gedanke, daß er nicht von ihm los kam!

Es war mittlerweile dunkel geworden, die Laternen brannten, wie zwei lange Lichtschlangen säumten sie die Straße, ihre Flammen funkelten und blühten, tanzten auf und nieder. Tanzten sie wirklich? Er raffte sich auf — oh, was war das? Es schwamm ihm vor den Augen. Na ja, was denn nicht noch? Schwach werden etwa? Ne, mein Junge, jebts ja gar nicht, immer aushalten! Aber das war die verdammte Kälte und das lange Stehen, und niemals Ablösung — trumm und dumm wurde man dabei — trumm und dumm! Er gab sich einen Ruck und versuchte stramm zu stehen, die Schwäche ließ ihn aber nicht. Und dabei der Lärm ringsum, der immer lauter und lauter wurde. Es brannte ihm in den Ohren, er sah wie durch einen Schleier und dabei dennoch erschreckend deutlich. Da links der schwere Kohlenwagen, er hielt sich dicht an den Schienen, wenn er nicht zur Seite fuhr, rempelte man zusammen. Herrgott, und da rechts kam auch etwas, eine andre Elektrische — sie hielt gerade auf ihn zu, in zwei Sekunden prallten sie aneinander. Aber nein — nein, was war ihm denn? Das war ja die Noabiter Bahn, die bog nach rechts ab, er war ja im Fieber, sah Gespenster — Gespenster. Aber da kam es wieder, ein Wagen von rechts, einer von links, und da von vorn auch einer, zwei, drei, immer mehr, sie fahren gerade auf ihn zu, vorwärts muß er, vorwärts, vorwärts, damit sie ihn nicht erdrücken. Er läßt die Glode schrillen, daß sie fast zerpringt, in rasendem Tempo fliegt der Wagen die Straße entlang.

Da — ein gellender Ausschrei.

Er weiß nicht, was er bedeutet, er weiß nicht, warum er den Wagen anhält, er hört nur immer diesen Schrei, diesen einen entsetzlichen Schrei, und dann plötzlich ein Wort, ein Domertwort: Ueberfahren. Er hat sie ja überfahren!

Da unter den Mädem, da liegt sie ja!  
 Eine alte Frau — o Gott, o Gott, o Gott! Die arme alte Frau!  
 Die Weiber kreischen auf, die Männer fluchen, von irgendwoher tönt Kinderweinen; jammervoll, herzzerreißend. Immer dichter schwillt die Menge.  
 Er sieht sie wachsen, er steht ganz starr, regungslos, er denkt nichts, er fühlt nichts, er wiederholt immer nur dasselbe: „Ueberfahren — überfahren!“

**Kulturgeschichtliches.**

k. Die schlechte alte Zeit. Merkwürdige Züge aus dem Leben Englands vor 100 Jahren werden jetzt in der Londoner „Times“ mitgeteilt, die täglich Auszüge aus ihren entsprechenden Nummern vor 100 Jahren bringt. Von der „guten alten Zeit“ ist in den meisten der kurzen Notizen wenig zu spüren. Vor allem fällt die drakonische Rechtsprechung auf. Da heißt es z. B. in einer Notiz: Old Bailey. „Josef Roberts war verlag, Thomas Wilson auf King's Highway angegriffen und ihm 3 Schilling in Silber und einige Galfpence geraubt zu haben. . . Der Angeklagte versuchte in seiner Verteidigung sein Alibi zu beweisen, und dazu wurde die Frau, in deren Haus er wohnte, zusammen mit zwei andern in demselben Hause wohnenden Frauen, vorgeladen. Alle schworen, daß der Angeklagte infolge einer Unpäßlichkeit den ganzen in Rede stehenden Tag zu Hause geblieben sei. Aber diese Frauen wichen in jedem Teil ihrer Zeugenaussage von einander ab; eine sagte, der Angeklagte hätte jenen Tag zum Mittag nur Thee getrunken, eine zweite sagte, er hätte Kartoffeln gegessen und eine dritte Brot und Käse. Schuldig — Todesstrafe.“ Aus diesem Bericht über das Urteil erkennt man, daß der Berichterstatter so sehr dazu gewöhnt war, den Richter „die schwarze Kappe aufsetzen“ zu sehen, (es war übrigens keine Kappe, sondern ein vieredriges Stück Tuch), daß er es überdrüssig war, darüber ein paar Worte mehr zu schreiben. Einen Mann zu erhängen und dadurch seine Frau zur Witwe und seine Kinder zu Waisen zu machen, schien den Leuten von damals eine sehr geeignete Art der Strafe für den Diebstahl einer geringen Geldsumme. Zwei Tage später, am 19. Januar, fand in Old Bailey eine andre noch bemerkenswertere Verhandlung statt, über die folgendes berichtet wird: „Andrew Branning, ein kleiner Knabe, nicht älter als 13 Jahre, wurde vor Gericht gebracht, weil er einbrecherisch das Wohnhaus Sarah Daves betreten und dort einen silbernen Dessertöffel gestohlen hat. . . Abends, nach dem Dunkelwerden, hörte der Kaufmann, daß eine Glascheibe zerbrach, und als er auf die Straße ging, sah er drei Knaben fortlaufen, die er verfolgte. Zwei entkamen, aber der Angeklagte wurde gefangen genommen, weil er seinen Hut zusammen mit dem in Rede stehendenöffel hatte fallen lassen und beides wieder aufnehmen wollte. Schuldig — Todesstrafe.“ Wie viele Personen während der Regierung Georgs III. zum Tode verurteilt wurden, wird man wahrscheinlich nie erfahren. Die wenigen bestehenden Zeitungen nahmen von solchem gewöhnlichen Vorfall nur dann Kenntnis, wenn er sich in ihrem Bezirk ereignete. In dem „Annual Register“ findet man, daß an einem Tage desselben Januar 1801 elf Personen wegen verschiedener Vergehen, unter denen aber kein Mord war, zum Tode verurteilt wurden. Die Rechtsprechung war aber nicht nur streng, sondern auch launenhaft. Viele wurden von der Todesstrafe gerettet, aber die so entkamen, waren nicht immer die kleinsten Verbrecher. Sir William Meredith erzählt in einer Rede, die er 1777 im Parlament über die häufigen Hinrichtungen hielt, die traurige Geschichte von Mary Jones. Sie war in Tisbury gehängt worden, weil sie aus einem Laden großes Leinen gestohlen hatte. Man hatte gesehen, daß sie es unter ihrem Mantel verbarg, folgte ihr, verhaftete sie, machte ihr den Prozeß und erklärte sie für schuldig. Beim Beweisverfahren kam heraus, daß ihr Mann durch den Prozeßgang von ihr genommen war, daß ihr ihre Sünden wegen Schulden genommen waren, und daß ihre Kinder dem Verhungern nahe waren. Als sie zur Richtstätte geführt wurde, stülte sie eins ihrer Kleinen, ein Brustkind. —

**Geographisches.**

en. Neue Forschungen im Kanadischen Felsengebirge hat Professor Norman Collie unternommen, worüber er in der letzten Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft Bericht erstattete. Schon in den Jahren 1897 und 1898 war er in demselben Gebiete gewesen und hatte besonders den Ostfuß des noch wenig bekannten Gebirges von der kanadischen Pacific-Bahn aus nordwärts bis zu den Quellen des großen Athabaska-Flusses untersucht. Vorher waren wohl ein oder zwei Forschungsreisende in dieser Gegend gewesen, hatten sich aber nur an die Thäler gehalten, während Collie gerade die großen Schneefelder und Gipfel aufsuchen wollte, die gleichsam das Rückgrat des ganzen Lands bilden. In dem bezeichneten Teile des Gebirges finden sich vier Hochflächen von großer Ausdehnung, ganz mit Schnee und Eis bedeckt, von denen Collie drei besucht hat, nämlich den Bapto-, Columbia- und Freshfield-Firn. Der Columbia-Firn erwies sich als die gewaltigste Ansammlung von Gletschern, die der Forscher je gesehen hatte, er bedeckt eine Fläche von wenigstens hundert Quadratmeilen und giebt den großen Strömen des Athabaska-, des Sasatchewan und des Columbia-Flusses den Ursprung. In seiner Um-

gebung liegen wahrscheinlich auch die höchsten Spitzen des großen kanadischen Gebirges, der Columbia-Berg, der Mount Alberta und der Mount Bryce. Ein andrer Gipfel, der „Dom“, fast in der Mitte des ungemein öden Schneefelds gelegen, ist wahrscheinlich der einzige Berg in Nordamerika, dessen Schnee die Flüsse von drei Ozeanen speist: dem Atlantischen, dem Pacifischen und dem Arktischen. Ganz unbekannt war bisher das Land westlich von diesen Schneefeldern geblieben, das nur im Jahre 1898 von dem hohen Athabaska-Berge oberflächlich überschaut werden konnte. Im letzten August nun brach Professor Collie mit einigen Begleitern nach diesem Gebiete auf. Die Expedition kam durch einen Urwald von seltener Wildheit und Schönheit, der überhaupt in jenem Lande und in so hoher geographischer Breite nicht seinesgleichen hat. Fichten, Pappeln, Tannen und Kiefern erreichen dort Höhen von 50 Meter und darüber, der ganze Boden ist mit dichtem Unterholz überzogen, überall wachsen Cedern, Ahorn und in der Nähe der Gewässer Erlen in wildestem Ueberfluß, und die umgestürzten Stämme der abgestorbenen Bäume bedecken oft mehrere Meter hoch den Boden. Das Fortkommen in diesem Urwalde war äußerst schwierig und besonders unangenehme Bekanntschaft machten die Reisenden mit der eigentlichen Pest der kanadischen Wälder, dem sogenannten Teufelspflanzel, einer Pflanze, deren Stengel mit großen Dornen besetzt ist, die recht empfindliche Wunden beizubringen vermögen. In den tief gelegenen Teilen des Urwalds war der Boden außerdem auch von ausgedehnten Sümpfen eingenommen, so daß die kleine Karawane kaum vorwärts kommen konnte, zumal sie auch mit Nahrungsmitteln schwer beladene Pferde mitführen mußte, da in diesen Wäldern Wild fast gänzlich fehlt. Die Angriffe der Mollusken waren zuweilen so zudringlich, daß die Reisenden und ihre Tiere gar keine Ruhe fanden. Viel Aufenthalt und auch Verluste verursachte die Ueberschreitung der tiefen vom Regen geschwellten Ströme. Endlich erreichten sie eine Bergspitze, von der aus sie feststellen konnten, daß sie sich zehn oder zwölf Meilen südlich von dem gewollten Punkte befanden. Das Thal unterhalb dieses hohen Bergs, der den Namen Bushberg erhielt, lag nur 900 Meter über dem Meere, war also das tiefste aller Thäler in diesem Hochgebirge. Die ganze Gebirgsgegend wird durch den Bushfluß entwässert, dessen jändlicher Quellarm von einem ungeheuren Gletscher des Freshfield-Firns, dessen nördliche Quelle von den Hell- und Columbia-Gletschern genährt wird. Gerade über diesem Zusammenfluß beider Arme erhebt sich ein großartiger, mit ewigem Schnee bedeckter Berg von 4000 Meter Höhe, der bisher unbekannt war und nach keinem Namen erhalten hat. —

**Humoristisches.**

— Mittel gegen Stenographen. „Warum hält denn der Verein die Hände in die Höhe?“  
 — „Ja, unser Fürst wird gleich 'ne Ansprache halten, und die soll nicht in die Zeitungen.“ —  
 — Stoßseufzer. Englischer Soldat: „Das ist nun ein Krieg! So oft man sich gefangen giebt, lassen einen die verdammten Voeren wieder laufen!“ — („Simpl.“)  
 — Ganz einfach. Es giebt Frühaustrichter und solche, die es jeden Morgen eine gewisse Ueberwindung kostet, aus den warmen Federn zu schlüpfen. In den letzten gehört ein zürcherischer Bezirksrichter, dem es trotz alledem noch nie passiert ist, daß er zu spät in die Sitzung kam. Als einmal darüber gesprochen wurde, meinte die Frau Bezirksrichter: „Das ist ganz einfach: z'Abig tuen-i de Weder richte und am Morgge de Richter wede.“ —

**Notizen.**

— Rosegger arbeitet an einem neuen Roman: „Weltgift“. —  
 — Die „Neue Gemeinschaft“ veranfaßt am 28. Januar im Veelhoven-Saale eine Arnold Böcklin-Feier. —  
 — Emil Thomas scheidet am 8. Mai d. J. aus dem Ensemble des Thalia-Theaters aus und wird vom 11. bis 31. Mai im Hamburger Thalia-Theater gastieren. —  
 — Das Schauspiel „Die Kollegin“ von Hermann Reich wird am 1. Februar im Stuttgarter Hoftheater die Erstaufführung erleben. —  
 — Jenny Groß wird im Dresdener Residenz-Theater die Rolle der Bivette in dem Mimodrama „Die Hand“ spielen. —  
 — „Des Löwen Erwachen“, eine Operette von F. Brandl, die im Apollo-Theater großen Erfolg hatte, ist vom Opernhaus zur Aufführung in Aussicht genommen worden. —  
 — Der greise italienische Komponist Verdi ist von einem Gehirnschlag betroffen worden, der die Lähmung der rechten Seite zur Folge hatte. —  
 — Arnold Böcklin hat bis kurz vor seinem Tode an einem Bilde gearbeitet, das eine Darstellung der Pest giebt. Außer diesem Gemälde sind auch noch andre unvollendete Bilder in seinem Nachlaß vorhanden. —  
 — Mascagni hatte vor die Partitur seiner durchgefallenen Oper „Masken“ gesetzt: „Mir selbst gewidmet als Zeichen hoher Achtung und unwandelbarer Zuneigung.“ —